

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 31 (1948)
Heft: 8

Artikel: Ueber Schicksal und Zufall (Fortsetzung folgt)
Autor: Stebler, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Redaktion: Postfach 1197, Bern-Transit / Abonnementspreis jährl. Fr. 8.— (Mitglieder Fr. 7.—). Einzelnummer 50 Rappen
Sämtliche Adreßänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle der FVS, Postfach 16, Basel 12. Postcheck V 19305 Basel

Inhalt: Ueber Schicksal und Zufall — Astroreligion —
Ein- und Ausblicke — Jean. Meslier — Das Opfermäd-
chen — Hall und Widerhall — Aus der Bewegung



Der niedere Pöbel fürchtet sich vor den Geistern, der hohe
vor dem Geist.

Jean Paul

Ueber Schicksal und Zufall

Von Jakob Stebler

Nehmen wir an, daß spaziert eine ganz kleine Maus über die Straße, gerät ahnungslos aufs Trottoir, im gleichen Augenblick fällt ihr vom nächsten Hausdach herunter ein Ziegel auf den Kopf und unsere Maus ist mausetot.

Was sagen wir dazu? — Es ist ein Zufall, daß der Ziegel gerade die Maus getroffen hat.

Nun ist es aber denkbar, daß statt der Maus ein Mensch da herumspaziert und der Ziegel ihm auf den Kopf fällt. Auch dieser Mensch ist sofort tot.

Wie nennen wir das? — Schicksal.

Warum nennen wir dasselbe Geschehen in einem Falle Schicksal, im andern Zufall? Darüber werden wir uns gleich auseinandersetzen.

Vorerst aber müssen wir die Begebenheit noch etwas weiter zergliedern. Auch das Schicksal des verunfallten Menschen hat nämlich seine Abstufungen.

Fällt der Ziegel einem Herrn auf den Kopf, der einen Haufen Geld hat und in der Öffentlichkeit eine große Rolle spielt, so ist es ein tragisches Schicksal, ein geradezu unfaßbarer Schicksalsschlag für seine Gattin und für die lokale Weltgeschichte.

Fällt der Ziegel aber auf den Kopf eines ganz gewöhnlichen Arbeiters, so ist es bloß Schicksal und ein harter Schicksalsschlag für seine Frau und die paar Menschen, die ihn vielleicht kannten.

Spazierte aber auf demselben Trottoir irgend ein Zulukaffer, ein chinesischer Kuli oder ein sonstiges Exemplar dritter Klasse der Menschheit und trifft der Ziegel dessen Schädel, so ist es einfach ein Unglücksfall und kein Mensch redet vom Schicksal; in der Rubrik Unglücksfälle und Verbrechen steht abernachts etwas über einen Zufall oder bestenfalls über einen unglücklichen Zufall; damit ist die Sache erledigt.

Das heißt also, über die Begriffe Schicksal und Zufall gehen die Meinungen auseinander und jeder Begriff hat wieder seine eigenen Abstufungen.

Es läge nun vom freidenkerischen Standpunkt aus gesehen nahe, die Sache zu vereinfachen und zu erklären: was die andern als Schicksal bezeichnen, ist für uns Zufall und umgekehrt. Begegnet uns im Leben etwas Außergewöhnliches, so glauben die einen, daß es schicksalsbedingt, die andern, daß es zufallsbedingt sei.

Das wäre zu sehr verallgemeinert.

Es könnte uns dazu verleiten, an den Zufall, an den unbedingten Zufall zu glauben, wie die andern an das Schicksal glauben. Aber schon der Glaube an sich verstößt gegen gewisse Denkanforderungen. Wenn wir blindlings an den Zufall glauben, sind wir voreingenommen. Vorerst wollen wir uns die Frage stellen: gibt es überhaupt einen Zufall oder nicht?

Mir scheint, es dürften beide Auffassungen richtig sein. Alles ist Zufall und nichts ist Zufall, das letztere freilich nicht in dem Sinne, daß nun bei allem, was geschieht, irgend eine bestimmende höhere Macht die Hand im Spiel hätte.

Um uns mit den beiden Anschauungsmöglichkeiten auseinanderzusetzen, müssen wir uns erst klar sein, was wir unter dem landläufigen Begriff Zufall eigentlich verstehen. Zufall ist, wenn etwas eintritt, das wir nicht erwartet haben. Dabei unterliegt dieses Etwas aber einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, das heißt, es spielt sich innerhalb der uns bekannten Naturgesetze ab. Täte es das nicht, dann wäre es kein Zufall mehr, sondern ein Wunder. Wenn also Eisen plötzlich zu brennen anfinge oder ein Mensch drei Meter hoch wachsen würde, so wäre das kein Zufall mehr, sondern etwas Unerklärliches. Das heißt, jeder Zufall hat eine ganz gewisse, wenn auch praktisch nicht in Erscheinung tretende Berechenbarkeit, innerhalb derer er eintritt und damit ist er in weitestem Sinne gar kein Zufall mehr. Um es mit einem Wortspiel zu sagen: der Zufall liegt eigentlich bloß darin, daß er ganz zufällig eintritt. Das läßt sich an einem Beispiel verdeutlichen.

Da spaziere ich an der Bahnhofstraße in Zürich. Ich begegne dabei tausend Personen, die mir vollständig unbekannt sind. Das ist ganz in Ordnung und niemand wird behaupten wollen, daß ich diesen tausend fremden Personen durch Zufall begegnet sei.

Wenn ich aber an der selben Bahnhofstraße einen einzigen Bekannten treffe, dann soll es ein Zufall sein.

Das eine ist aber genau so ein Zufall oder kein Zufall wie das andere. Denn:

Zürich hat 350 000 Einwohner. Einem Tausend davon bin ich begegnet. Aber statt diesen tausend mir völlig Unbekannten hätte ich doch ebenso gut tausend andern Unbekannten begegnen können. Die Chance, tausend andern zu begegnen, lag nämlich ganz genau 350 zu 1. Wenn ich in einer Lotterie, die 350 Lose herausgibt, den ersten Treffer erwische, so nennen wir das einen Zufall. Es ist aber logischerweise der ganz genau gleiche Zufall, der mir die tausend erwähnten Unbekannten in die Quere bringt. Denn die Wahrscheinlichkeit, daß ich tausend andern Unbekannten begegnen könnte, ist 350 mal gegeben. Es handelt sich also, doktrinär gesprochen, um einen ganz außergewöhnlichen Zufall.

Und doch empfinden wir es nicht als solchen. Warum? Irgendjemandem muß ich an der Bahnhofstraße schließlich begegnen, ob es nun der Meier oder Müller ist; ob ich den Meier oder Müller persönlich kenne oder nicht, spielt gar keine Rolle; ich bin ihm begegnet, und daß ich ihm überhaupt begegnet bin, darin liegt der Zufall oder Nichtzufall. Mit andern Worten: was wir Zufall nennen, ist subjektiv bedingt, ist das, was uns persönlich berührt. Zufall ist, was wir persönlich empfinden, auch wenn wir zur selben Stunde tausend anderen Zufällen begegnen, die uns als solche nicht auffallen oder die uns nicht bewußt werden.

Man wird sagen, das sei eine sehr konfuse Begriffsbestimmung, aber ich wollte damit nur darlegen, wie weit der Begriff Zufall gespannt werden kann und wie sehr wir uns davor hüten müssen, irgend eine Erscheinung als Zufall oder Nichtzufall abzustempeln, weil sie schließlich beides ist.

Nennen wir sie aber Zufall, so tun wir es im bewußten Gegensatz zu jener Strömung, die überhaupt keinen Zufall gelten läßt, sondern alles Geschehen auf übersinnliche Einflüsse zurückführt. Und die ganze bisherige Abhandlung hatte einzig den Zweck, uns den Unterschied vor Augen zu führen, den wir auf der andern Seite treffen.

Um noch einmal auf die Sache mit dem Ziegel zurückzukommen: auch hier kann es verschiedene Grade des Zufalls geben. Reiner Zufall, wenn wir es so sagen wollen, ist es natürlich, daß überhaupt ein Ziegel vom Dach fällt, weil uns die Erfahrung lehrt, daß Ziegel im allgemeinen im Beharrungszustand, das heißt auf dem Dach oben, wo sie hingehören, zu verbleiben pflegen. Fällt er aber schon herunter, so kommt es sehr darauf an, wo dies geschieht, beispielsweise in der Nebenstraße eines menschenleeren Dörfchens oder am Broadway in New York. Im ersten Fall ist es Zufall, wenn er jemanden auf den Kopf trifft, im zweiten Fall ist es ein Zufall, wenn er niemanden trifft. Zufall, um mit diesem Thema zum Schluß zu kommen, nennen wir es also, wenn die Unwahrscheinlichkeit des Eintretens eines Ereignisses größer ist als die Wahrscheinlichkeit. Wenn zwei Ziegelsteine dasselbe tun, ist es nicht dasselbe.

Jean Meslier*

Jean Meslier* geb. 1664, gest. 1729, nimmt unter den Sozialkritikern im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts eine vornehme Stellung ein. Er wirkte seit 1692 in einer kleinen Gemeinde (in Etrépigny in den Ardennen) als armer, aber mit dem Wissen seiner Zeit ausgestatteter Seelenhirt. Er war nicht aus Habsucht oder aus besonderer Neigung, sondern aus Gehorsam gegen seine Eltern Geistlicher geworden. Was er in dieser Stellung an innern Kämpfen, an geistigen Nöten und Gewissensqualen erlebt und gelitten hat, das ist in einem umfangreichen, erst 1864 vollständig veröffentlichten Testament niedergelegt. Voltaire, der einen Auszug desselben verfertigte und verbreitete, äußerte sich, daß er beim Lesen dieses Dokumentes vor Schrecken gebebt habe.

Aus der Vorrede

Wer sich die Mühe geben will, den gesunden Menschenverstand bei den religiösen Ansichten zu Rate zu ziehen, und wer dieser Prüfung die Aufmerksamkeit schenkt, welche man gewöhnlich den Gegenständen erweist, die man für wichtig hält, der wird leicht bemerken, daß diese Meinungen auf keiner soliden Basis beruhen, daß die ganze Religion nur ein Luftschloß, daß die Theologie nur die Unkenntnis natürlicher Ursachen ist, welche man in ein System

* Wir lassen hier und in späteren Nummern dieses Blattes Stellen aus dem Buche *«Glaube und Vernunft»* oder *«Der gesunde Menschenverstand»* dieses seltenen römisch-katholischen Priesters folgen, der, als er seine Bekenntnisse niederschrieb, wohl kaum gedacht haben wird, daß sie nach 250 Jahren noch genau so zeitgemäß sein werden wie damals.

Der langen Rede kurzer Sinn: wir lassen also gelten: Zufall oder Nichtzufall. Die Gegenseite läßt aber nicht gelten: Schicksal oder Nichtschicksal. Es gibt nur ein *Schicksal*. Denn dieses Schicksal ist als Granit in das Mauerwerk der christlichen Dogmen eingebaut und deshalb darf daran nicht gedeutelt werden.

Nichtige Bagatelldfälle sind natürlich ausgenommen. Auch der frömmste Mensch wird natürlich nicht von Schicksal reden, wenn die Maus von einem Ziegel zerdrückt wird. Denn die Maus hat ja keine Seele. Und hierin liegt eigentlich schon die Erklärung dessen, was würdig ist, einem Schicksal anbefohlen zu sein: alles was Seele hat, das heißt, was nach der christlichen Dogmatik Seele hat, und zwar eine Seele, aus der sich moralisches und anderes Kapital schlagen läßt, alles das ist dem Gesetz des Fatums unterworfen. Der chinesische Kuli oder der Zulukaffer, die ich eingangs erwähnt habe, sind in dieser Beziehung nicht sehr interessant, weil sie dem Christentum moralisch und materiell nicht viel eintragen. Deshalb steht man ihnen mit einer gewissen Geringschätzung gegenüber, auch wenn man diese nicht offiziell zur Schau trägt. Aber sie macht sich darin bemerkbar, wie man das private Pech eines solchen Außenseiters abtut, während man dem Pech des vollwertigen Christenmenschen schicksalshafte Verkettung andichtet.

Was verstehen wir nun eigentlich unter Schicksal? Im Konversationslexikon steht: «Bezeichnung für all das, was dem Menschen widerfährt, insofern es ohne sein Zutun geschieht und von Bedeutung für seinen Lebenslauf ist, dann für eine unbekannte Macht, die gleichsam die Erfahrungen des Menschen lenkt, seinen Erfolg bestimmt. Diese Macht wird oft als so unüberwindlich vorgestellt, daß die Freiheit des Einzelnen völlig geleugnet wird.»

Nun könnte man diese Erklärung fast wörtlich genau auf den Zufall beziehen, wenn nicht diese unüberwindliche, unbekannte Macht darin vorkäme, die uns gleich so sehr bekannt vorkommt, daß wir sofort wissen, wer das Schicksal in seiner heute gültigen Gestalt erfunden hat oder wer ganz besonders an ihm interessiert ist.

gebracht hat, daß sie nur ein großes Gewebe von Hirngespinnsten und Widersprüchen ist; daß sie bei allen Völkern der Erde und zu allen Zeiten nur Romane vorgeführt hat, die aller Wahrscheinlichkeit entbehren, und deren Held selber mit Eigenschaften ausgeschmückt ist, welche sich unmöglich vereinigen lassen...

Die Idee eines Wesens ohne Begriff oder vielmehr das Wort, mit welchem man es bezeichnet, könnte uns gleichgültig sein, wenn es nicht unzählige Verheerungen auf der Erde anrichtete. Mit der vorgefaßten Meinung, daß dieses Hirngespinnst eine höchst wichtige Realität für sie sei, haben die Menschen, anstatt weislich aus seiner Unbegreiflichkeit zu schließen, daß sie nicht verpflichtet sind, daran zu denken, im Gegenteil daraus gefolgert, daß sie sich nicht genug damit beschäftigen können, daß sie unaufhörlich darüber nachdenken und darüber grübeln müßten und es niemals aus den Augen verlieren dürften...

Darum sind oft so viele Nationen der Schauplatz der Extravaganzen einiger verrückter Träumer geworden, welche ihre verwirrten Betrachtungen für ewige Wahrheiten hielten oder sie dafür ausgaben, den Enthusiasmus der Fürsten und Völker erregten und sie für Meinungen bewaffneten, welche sie ihnen als notwendig zum Ruhm der Gottheit oder zum Wohl der Staaten darstellten...

Wie hätte der menschliche Geist, nicht beunruhigt durch schreckenerregende Hirngespinnste und durch Menschen geleitet, welche ein Interesse daran hatten, seine Unwissenheit und seine Furchtsamkeit zu vermehren, Fortschritte machen können! Man zwang den Menschen, in seiner ursprünglichen Dummheit fortzuvegetieren. Man unterhielt ihn nur mit unsichtbaren Mächten, von welchen er sein Schicksal abhängig glaubte. Nur mit seinen Schreck-

Der Schicksalsbegriff ist schließlich nicht neu, aber sein Inhalt wechselt in den Zeitabständen der Geschichte. Er begegnet uns schon in der Antike unter dem Namen Moira, und darüber steht wiederum im Konversationslexikon folgendes zu lesen:

«Moira: bald als das auch über den Göttern stehende Schicksal, bald als durch Zeus bestimmt. Nach dem Volksglauben bestimmen die Moiren (das sind die griechischen Schicksalsgöttinnen) das Schicksal des Kindes und werden deshalb im Kult verehrt; so leben sie auch im neugriechischen Glauben fort. Von den Römern wurden sie mit den Parzen gleichgestellt.»

Bei aller Ähnlichkeit der Begriffe fällt uns hier etwas auf: bei den alten Griechen stand das Schicksal zum Teil über den Göttern, das heißt auch diese Götter waren nicht frei in ihrem Handeln, sie waren beeinflusst und wurden kontrolliert durch eine Instanz, gegen die sie selber nicht aufkommen konnten. In der christlichen Religion aber ist das Schicksal nur ein Instrument in der Hand einer höheren Macht, und diese höhere Macht heißt Gott.

Bei den alten Griechen und Römern also ist das Schicksal in Frauen personifiziert — übrigens soll das auch bei uns vorkommen —; nicht Götter, sondern Göttinnen bestimmten es, und das berührt uns irgendwie sympathisch. Denn wenn Frauen Schicksal spielen, kommt es meist doch etwas besser heraus, als wenn sich Männer zum Beherrscher der Geschehnisse aufwerfen. Man läuft weniger Gefahr, auf der Flucht erschossen zu werden. Die Griechen kannten also Schicksalsgöttinnen, während die Christen keinen Schicksalsgott kennen; Schicksal ist ihnen im Grunde genommen ein ziemlich undefinierbarer Begriff, aus dem niemand so richtig klug wird, und das ist schließlich auch mit ein Zweck der Uebung. Denn wir *sollen* eben nicht klug werden.

Warum spielt das Schicksal im christlichen Denken oder Nichtdenken eine so große Rolle? Das läßt sich auf zwei Arten erklären, wobei ich nicht unbedingt behaupten will, das Richtige getroffen zu haben.

Einmal haben wir den Begriff ja schon in der Kinderstube, im Religionsunterricht, aus tausenden guten und schlechten Bü-

chern aufgenommen, er wird uns in der Erziehung beigebracht, in allem, was wir lesen oder hören, wird er uns eingehämmert, bis er uns zur Gewohnheit geworden ist. Denn der Sinn der verfehlten Erziehung liegt ja darin, den Menschen auf Gewohnheiten zu dressieren, denn Gewohnheiten sind bequem; sie ersetzen das Denken. Ganz unvermerkt nehmen wir mit vielen andern auch den Schicksalsbegriff in uns auf. Und wenn wir später selbst zu denken beginnen und uns anschicken, verschiedenen kirchlichen und religiösen Ballast über Bord zu werfen, übersehen wir vielfach, daß wir noch ein Gewicht mitschleppen, das wir nur deshalb nicht ausbooteten, weil es eigentlich sehr harmlos aussieht.

Als Vergleich: als Kind glauben wir alle an Samichlaus und Bölimä und Christkind und wahrscheinlich auch an Gott und Teufel. Wenn wir verständig werden oder es geworden sein sollten, haben wir das Märchen vom Samichlaus und Christkind überwunden, an das Märchen vom lieben Gott aber glauben die meisten Menschen weiter, als ob ihre geistige Entwicklung an einem bestimmten Punkt aufgehört hätte. Oder anders gesagt: als Kinder glauben wir an den Storch, als Erwachsene an die Nachtigall; dies trifft besonders für die Dichterlinge zu.

Dieser Ballast Schicksal ist eine gewollte Zwischenstufe in der Entwicklung des religiösen Denkens, so wie ich es auf die zweite Art deuten möchte. Diese Erklärung sieht so aus: Die Verkünder des Christentums sind ihrer Sache eigentlich nicht mehr so recht sicher. Der Gottesbegriff, den sie seit zweitausend Jahren oder mehr predigen, ist im Laufe der Zeiten doch irgendwie langsam aber sicher ausgehöhlt worden. Er hat sich irgendwie überlebt. Wer mit einem Christen ins Gespräch kommt, wird immer mehr die Erfahrung machen, daß der Mann sich weniger auf die Existenz oder Nichtexistenz Gottes beruft als auf die christlichen Moralgrundsätze im allgemeinen. Den denkenden Menschen unter ihnen ist eigentlich dieser Gott gar nicht mehr so geheuer und die nichtdenkenden lassen ihn ohnehin einen braven, alten Mann sein. Man könnte es so ausdrücken: Gott befindet sich gerade bei jenen, die angeblich an ihn glauben, in einem luftleeren Raum. Er ist zum Lippen-

nissen und mit seinen unbegreiflichen Träumereien beschäftigt, wurde er stets die Beute seiner Priester, die sich das Recht vorbehielten, für ihn zu denken und seine Handlungsweise zu bestimmen.

So war und blieb der Mensch fortwährend ein Kind ohne Erfahrung, ein Sklave ohne Mut, ein Schwachkopf, der das Durchdenken einer Sache fürchtete und nie imstande war, sich aus dem Labyrinth zu befreien, in welches man seine Vorfahren irreführt hatte. Er glaubte sich gezwungen, unter dem Joche seiner Götter zu seufzen, welche er nur aus den fabelhaften Erzählungen ihrer Diener kannte.

Ursprung aller Religionen

Unwissenheit und Furcht, das sind die beiden Stützpunkte aller Religion. Die Ungewißheit, in der sich der Mensch in Hinsicht auf seine Beziehung zu Gott befindet, ist gerade der Beweggrund, welcher ihn an die Religion fesselt. Der Mensch fürchtet sich in der Finsternis, in der physischen sowohl als wie in der moralischen. Seine Furcht wird ihm zur Gewohnheit und verwandelt sich zum Bedürfnis; er würde glauben, ihm fehle etwas, wenn er nichts zu fürchten hätte.

Was ist Theologie?

Es gibt eine Wissenschaft, welche nur unbegreifliche Dinge erzielt. Im Gegensatz zu allen übrigen beschäftigt sie sich nur mit dem, was nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden kann. Hobbes nennt sie *«das Königreich der Finsternis»*. Dies ist ein Land, worin alles Gesetzen huldigt, welche allen denjenigen zuwiderlaufen, welche die Menschen in der Welt, die sie bewohnen, zu er-

kennen imstande sind. In dieser wunderbaren Religion ist das Licht nur Finsternis; die Gewißheit wird zweifelhaft oder unrichtig; das Unmögliche wird glaubwürdig; die Vernunft ist ein ungetreuer Führer und der gesunde Menschenverstand wird in Schwärmerei verwandelt. Diese Wissenschaft wird Theologie genannt und diese Gotteswissenschaft ist eine fortwährende Beleidigung für die menschliche Vernunft.

Die Religion besticht die Unwissenheit durch Hilfe des Wunderbaren

Wenn die Religion verständlich wäre, würde sie für die Unwissenden viel weniger Anziehungskraft haben. Sie bedürfen der Dunkelheit, der Mysterien, der Schrecknisse, der Fabeln, der Wunder, ungläublicher Dinge, welche ihr Gehirn beständig in Tätigkeit erhalten. Romane, blaue Wunder, Gespenster- und Zauber-Erzählungen haben für gewöhnliche Leute mehr Reiz als wahre Geschichten.

Die Theologie macht aus ihrem Gott einen Feind der Vernunft und Aufklärung

Ihr sagt uns, o Theologen! daß «was Torheit in den Augen der Menschen ist, Weisheit bei Gott ist, der ein Gefallen daran findet, die Weisheit der Weisen zu verwirren. Aber behauptet ihr nicht, daß die menschliche Weisheit eine Gabe des Himmels ist? Indem ihr uns sagt, daß diese Weisheit Gott mißfällt, daß sie nur Torheit in seinen Augen ist, daß er sie verwirren will, verkündigt ihr uns, daß euer Gott nur der Freund der unvernünftigen Leute ist, und daß er den mit Verstand begabten Menschen ein trauriges Geschenk verliehen hat, wofür dieser trügerische Tyrann sich vorgenommen

bekanntnis geworden, er sitzt nicht tief. Man nimmt ihn nicht mehr besonders wichtig noch tragisch. Man hat vielleicht auch eine Nase voll Naturwissenschaft genommen und ist zur Erkenntnis gekommen, daß eigentlich vieles nicht mehr stimmen kann. Gott wird zum Neutrum.

Und das wissen selbstverständlich die Berufenen. Mit dem Gottesbegriff allein können sie ihre Leute nicht mehr bei der Stange halten, sie brauchen ein unauffälliges, harmlos aussehendes Hilfsmittel, und dieses Surrogat nennen sie Schicksal. Schicksal ist nicht so direkt mit Gott verknüpft wie etwa Vorsehung; begriffsmäßig handelt es sich natürlich um dasselbe. Und wenn der aufgeklärt sein wollende Mensch, der nicht mehr an das Christkind glaubt, auch an Gott zu zweifeln beginnt, so verfängt er sich wenigstens in den Schlingen des Schicksals und ist damit für das Geschäft gerettet.

Die Herkunft des Schicksals aus der Religion geht schon daraus hervor, daß es sich um einen vollständig negativen Begriff handelt. Schicksal, das heißt Verhängnis, Fatalität, Ergebung ins Unabänderliche, Gefangenschaft, Zwang. Wir kennen den glücklichen Zufall, aber das glückliche Schicksal ist fast unbekannt; es gibt ein hartes, ein tragisches, ein schweres, ein unglückliches, ein unerbittliches, ein unabwendbares Schicksal und so weiter, es ist dem Menschen feindlich gesinnt; man kann es nicht ändern, man kann es höchstens beeinflussen durch intensives Beten und auch das ist vermutlich nicht viel nütz.

Aber gerade hier läßt sich der Verdacht nicht von der Hand weisen, der Schicksalsbegriff spiele auch eine sehr bedeutungsvolle kommerzielle Rolle. Wenn mir irgend ein Strolch die Pistole unter die Nase hält, um mich entweder um mein Leben oder um meine Brieftasche zu bringen, so wähle ich das kleinere Uebel und drücke ihm die Brieftasche in die Hand. Ich lasse mir also das Verschontbleiben von einem größeren Uebel irgendetwas kosten. Wenn ich im Ausland vor irgend einem Bureau sieben Stunden lang Schlange stehe — in der Schweiz kommt das bekanntlich nicht vor — so drücke ich dem Cer-

berus irgend ein Papierchen in die Hand, und je größer die Zahl ist, die auf dem Papierchen steht, desto schneller werde ich vorgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Astroreligion*

3. Schicksalssterne

Der kindliche Glaube der Anthroposophen, daß ein enger Zusammenhang bestehe zwischen dem Menschen und seiner plantonischen Idee auf der «Astralebene», geht zurück auf die derbere astroreligiöse Vorstellung, in der die unsterbliche «Idee» durch die Sterne vertreten ist. Nach dem Talmud (Berachoth 32 b, Sanhedrin 38 b) bestanden in den Sternen schon alle künftigen Geschlechter, welche Gott dem Adam vorstellen konnte; Abraham sieht (Gen. XV, 5) zum gestirnten Himmel empor, um zu sehen wie zahlreich sein «Same» sein wird. Noch im 4. Jahrhundert stellte der hl. Zeno von Verona Neubekehrten das Horoskop, weil sie durch die Taufe neu geboren wurden. Die drei Magier erblickten bei Jesu Geburt dessen Stern am Himmel aufgehen (Matth. II. 2).

In der weiteren Folge glaubte man, daß große Männer nach ihrem Tode unter die Sterne versetzt werden, denn die Seele des Toten vereinigt sich wieder mit dem Vorbild, von dem sie ausging. Die verstorbenen Seligen bzw. vergotteten Gestirne sind die himmlischen Heerscharen, die unter Gottes Oberkommando kämpfen und seine Ratsversammlung bilden (1. Kön. XXII, 19; 2. Chron. XVIII, 18; Richt. V, 20). Sie sind Gottes Söhne und lobpreisen ihren Herrn Papa (Hiob XXXVIII, 7), denn natürlich stellte man sich die Bedingungen im Himmel nach den Verhältnissen vor, die jeweils auf Erden herrschten und das Abbild des orientalischen Despoten hienieden konnte nur der despotische Autokrat des alten Testaments sein. In der Religion wird diese Logik selbstverständlich auf den Kopf gestellt: Gott schuf den Menschen in seinem Ebenbilde, und dem Gesetz droben entspricht das Gesetz auf Erden (Chullin 91 b).

* Siehe Freidenker Nr. 6 und 7, 1948.

hat, sie eines Tages grausam zu bestrafen. Ist es nicht sehr sonderbar, daß man nur der Freund eures Gottes sein kann, wenn man sich zum Feind der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes erklärt?

(Fortsetzung folgt.)

Das Opfermädchen

Daß auch China seine pfaffenfeindlichen Histörchen hervorgebracht hat, zeigt das folgende Märchen, das Wilhelm Schmidbann, der sympathische rheinfränkische Dichter, in seiner Sammlung «Garten der Erde» in hübscher Nacherzählung bietet:

In einer Stadt am Gelben Fluß war es Sitte, jedes Jahr dem Flußgott ein junges Mädchen zu opfern. Dadurch blieb, sagten die Priester, die Stadt für dieses Jahr vor Ueberschwemmungen gesichert. War nun in einem reichen Hause eine Tochter herangewachsen, so kamen die Priester und sagten: «Dieses Mädchen muß dieses Jahr geopfert werden.» Aber die Eltern gaben heimlich den Priestern Geld, dann gingen die Priester aus diesem Haus heraus und in ein armes Haus hinein und sagten: «Nein, wir sehen an dem Zeichen, daß Gottes Wunsch nach diesem Mädchen steht.» Am nächsten Tage wurde dann dieses Mädchen in Brautgewänder gekleidet, in einem Boot zur Mitte des Stromes gerudert und da in das Wasser geworfen. Schwer litt das arme Volk in der Stadt unter diesem alten Brauch.

Nun war einst ein neuer Statthalter für die Provinz ernannt worden. Als der Opfertag da war, erschien er in Festkleidern mit vielem Gefolge auf goldenem Wagen, um an der Handlung teilzunehmen. Das Ufer war weithin besetzt mit Schaulustigen. Dicht am Wasser standen in einem Kreis die Priester mit den Ältesten der

Stadt, in ihrer Mitte das junge Mädchen im Brautkleid. Musik erscholl mit Pauken und Trommeln wie bei einem wirklichen Hochzeitsfeste.

Eben nahmen die Eltern weinend von ihrer Tochter Abschied, die Mutter konnte sich gar nicht trennen. Das Boot fuhr an, und man führte das Mädchen im Zuge hin. Da erhob sich plötzlich der Statthalter in seinem Wagen und rief: «Halt! Nicht so schnell! Das muß alles mit der nötigen Feierlichkeit geschehen. Erst muß doch einer ins Schloß des Flußgottes hinuntersteigen und ihm melden, daß die Braut unterwegs ist. Damit er dann selber kommen und sie holen kann.» Die Priester standen erschreckt. «Herr, das ist nie so gewesen», sagte endlich einer. «Dann wird es von heute an so sein», sagte der Statthalter und ließ seine Diener den Priester nehmen und in der Mitte des Stromes ins Wasser werfen.

Eine Stunde lang wartete man. Dann sagte der Statthalter: «Dieser Bote scheint die Sache nicht richtig gemacht zu haben, der Gott kommt ja nicht.» Er winkte seinen Dienern und sie ergriffen einen zweiten Priester, trotz seines Aufschreies, und warfen ihn in den Fluß. Wieder wartete man eine halbe Stunde. Da wurde der Statthalter erregt und unwirsch und sagte: «Was ist das? Auch der zweite Bote stellt sich ungeschickt an.» Dabei sah er nach einem dritten Priester hin, und seine Diener hoben schon die Arme. Aber der Priester und alle Priester mit ihm warfen sich auf die Erde und flehten um Gnade. «Nie mehr werden wir dem Gott eine Braut suchen, da wir es nicht verstehen», schrien sie.

Da gab der Statthalter das Mädchen seinen Eltern zurück, ließ ihm das Brautkleid zum Geschenk, und von diesem Tage an war es mit der alten Sitte vorbei.